

09. September 2013

Der Canyon de Chelly beginnt ganz sachte, anfänglich erscheint er als Einschnitt von weniger als 30 m im Gelände, um dann gegen das Ende mit rund 300 m hohen, senkrecht abfallenden Wänden zu beeindrucken. Die Oberfläche des Plateaus besteht aus mehrheitlich nackten Sandsteinschollen, zwischen denen kleine Kiefer- und Wacholdergewächse wuchern. Im Canyonboden hingegen, den wir über Seitenschluchten oder Ausblicke immer wieder einsehen können, lockt ein frisches Grün.

Vom White House Overlook führt ein unbegleitet begehbare Trail zur Ruinenstätte hinunter. Wir machen uns bereit, obwohl der Himmel sich bedrohlich einzuziehen beginnt. Schon vom Overlook aus ist jene unglaubliche, sich parabolisch nach aussen wölbende Wand zu erkennen, die tief unten die Grotte mit dem weissen Doppelbau birgt. Die letzten Tage hat es am Abend immer wieder geregnet, also zeichnen die nassschwarzen Striemen auf der rot-violetten Wand ein dramatisches Bild.

Der Weg nach unten führt durch eine fantastische Landschaft. Die Sandsteinterrassen sind von Wind und Wasser zu weich schwingenden Formen erodiert, der Pfad scheint wie durch eine gigantische Skulpturenausstellung gezogen. Einmal gemahnen die Felsenbänke an ein riesiges Blätterteigpaket, ein anderes Mal öffnen sich entlang weicherer Schichten horizontal gereiht verschattete Grotten, die zum Entdecken, zum Inbesitznehmen einladen. Wir widerstehen, allerdings etwas widerstrebend, allen Lockungen. Zum einen ist das Abweichen vom gut ausgebauten Pfad untersagt, zum andern drängt der einziehende Himmel zum Weitergehen.

Auf der Talsohle angekommen beginnen die ersten Tropfen zu fallen. Ich haste vorwärts, um das verschwindende Licht noch für einige Aufnahmen zu nutzen. Das Wetter aber holt uns schneller ein als erwartet. Ein Baum, unter dem wir Schutz suchen, lässt das Wasser nach wenigen Minuten ungehindert durch. Zu spät erinnere ich mich an den Überhang, wir erreichen den Fuss der tatsächlich trockenen Felswand völlig durchnässt. Als ob er uns in Sicherheit wisse öffnet der Himmel nun alle Schleusen. Die Landschaft verschwindet hinter einem grauen Vorhang, wir sind offenbar die einzig im Tal Zurückgeblieben. Den Felswänden entlang beginnen sich lange Gischtbahnen zu bilden, das auf das Plateau niedergehende Wasser sucht sich ungestüm seinen

Weg. 50 m rechts von uns baut sich ein Wasserfall auf, der sprühend rund 10 m vor dem Felsfuss aufschlägt. Das Gestein beginnt einzudunkeln, wo das Wasser hinunterrinnt nehmen die Felswände eine atemberaubend metallische Färbung in einem irisierenden Blau an, da sich das Restlicht in ihnen spiegelt.

An eine genauere Prospektion des Siedlungsplatzes ist unter diesen Umständen nicht zu denken. Allerdings verpassen wir nicht viel, da das Ruinengelände so oder so durch einen Zaun abgesperrt ist. Und was die Eigenart des Ortes betrifft, so erleben wir ihn vermutlich in einer Szenerie, die wenigen Besuchern zuteil wird. Am Abend werden uns zwei Rangerinnen fragen, ob wir Wasserfälle gesehen hätten, ein, wie sie beteuern, hier seltenes Ereignis.

Die Anlage gibt ihre Rätsel nicht so leicht preis. Die Bebauung konzentriert sich auf zwei Plätze, der eine Komplex in der Grotte, der andere direkt darunter am Fuss der Wand. In jenem der Talsohle sind Mauerreste in einer Höhe von gut drei Geschossen erhalten. Der Fluss hat den vordern Teil der Siedlung offenbar zum Einsturz gebracht, auch dürfte die Bauten buchstäblich auf eine Sandbank gesetzt sein, was der Stabilität auch nicht sehr zuträglich ist. Die hochragenden Mauerscheiben gruppieren sich um die Reste einer oberirdischen runden Kiva, auch dies ein Indiz, dass der Grundwasserspiegel hoch liegt.

Auf Höhe der Grotte setzt die Bebauung unmittelbar an der Abbruchkante auf ganzer Breite der Grottenöffnung an, die Felswand wird sozusagen nach oben verlängert. Den Auftakt schafft links ein quaderförmiger Turm, dann lassen sich über Baufugen und unterschiedliches Mauerwerk zwar Ausbautetappen erschliessen, schlussendlich aber zieht sich die Flucht ab hier mehr oder weniger geschlossen über die ganze Grottenmündung durch. Die meisten dieser Bauten zeigen einen steinsichtigen Verputz in der Farbe des Felsens, einzig das obere Geschoss des Turmes erscheint flächig geschlämmt.

Hinter diesem Bautenwall tauchen auf einer rückwärtigen Flucht wie zwei Zähne die beiden namensgebenden Bauten auf. Ursprünglich war dies möglicherweise ein Bau, durch Mauerausbrüche exakt in der Mitte erscheint er heute geteilt. Ihm schliesst sich linkerhand ein drittes oder eben zweites Gebäude an, bei dem eine nach hinten abgehende Fassade einen Abschluss dieser Gruppe andeutet. Allerdings ragt dieser

Bau nur knapp über die Mauerkrone der davorstehenden Gruppe, weswegen er kaum bildwirksam wird. Der Hauptbau zeigt im Verputz eine dreifach gegliederte Teilung. Der Sockelbereich, durch eine Lücke in der «Wallbebauung» sichtbar, ist in denselben Erdtönen gehalten wie die davorliegenden Bauten. Darüber zeigt sich eine senffarbene, durch spätere Graffiti gestörte Bemalung, die möglicherweise eine frühere Raumhöhe anzeigt. Nach oben schliesslich erscheint das Gebäude flächig weiss geschlämmt. Auch hier sind über das Fernglas Graffiti auszumachen, die nach erkennbaren Jahreszahlen ins 19. Jahrhundert zurückgehen.

Im Dunkeln bleibt im wahrsten Sinne des Wortes die rückwärtige Nutzung der Grotte. Die Schichtfuge scheint tief ausgebrochen, zur Gewinnung der Baumaterialien wohl auch ausgeräumt, doch lässt die beschränkte Sicht von unten keine weiteren Rückschlüsse zu.

Dem Besucher drängt sich nach dieser Rundumbetrachtung eine Frage unweigerlich auf: Wie machten sich die Erbauer überhaupt diese hochgelegene Grotte zugänglich? Der Felsen fällt zum unterhalb liegenden Pueblo praktisch lotrecht ab und wölbt zum Fuss hin sich sogar noch ein. Noch unüberwindlicher als die Neigung aber erscheint die Oberfläche dieser Felsstufe: Die Wand zeigt jenen glatten Bruch oder Schliff, der ein freies Klettern praktisch unmöglich macht. Wie also kamen die Anasazi hier hoch?

Eine erste Hilfe wird man im Pueblo darunter vermuten. Sollten ursprünglich höhere Gebäude einen Ausgang gefasst haben, so müssten diese sechs bis sieben Geschosse hoch gewesen sein, dafür scheint die erhaltene Substruktion zu schwach. Eine andere Lösung wäre, von einem hochgelegenen Dach aus in der Art des Balcony Houses eine Leiter anzulegen. Das erscheint nicht abwegig, obwohl die Höhendifferenz noch immer beträchtlich ist. Erschwerenderweise sind in der Felswand weder Mörtelspuren noch sonstige Bearbeitungen festzustellen. Als letztes schliesslich kann eine Strickleiter erwogen werden. Eine solche aber muss erst einmal oben festgemacht werden. Denkbar wäre, dass die Indianer dazu an langen Stangen, wieder ab Dächern, zur Grotte hochgeklettert sind. Seile oder Strickleitern müssen bekannt gewesen sein: Inmitten der Felswand prangt die Petroglyphe eines Adoranten mit einem seltsamen dreieckigen «Hut». Die Stelle liegt zu abgerückt von der Siedlung, um von dort mit Leitern oder Stangen noch erreicht werden zu können. Welche Lösung die

Anasazi auch gefunden haben, die Anlage nötigt auch hochgerüsteten Kletterern eine ungeteilte Bewunderung ab.

Der nachlassende Regen ermöglicht uns den Wiederaufstieg. Wir erfahren das erste Mal, was Wetterumstürze in Canyons auslösen können. Vormalig harmlose Rinnsale sind nun zu reissenden Bächen angeschwollen. Wir müssen von Glück sprechen, dass wir die Furten im Talboden noch begehen können. Ansonsten aber macht der Aufstieg grosse Freude: Die Landschaft erscheint wie frisch gewaschen, die Ocker- und Rottöne leuchten in einer Satttheit ohnegleichen. Oben angekommen zeigt sich das rostrote Felsplateau weitflächig von Wasserlachen bedeckt, die «Augen des Himmels», wie die Inka dieses Phänomen nannten.

10. September 2013

Der Himmel hängt noch voller Wolken, doch wie wir, erneut auf dem Plateau, den ersten Aussichtspunkt ansteuern, sehen wir am Horizont die Stufenlandschaft des Coloradobeckens schon wieder in der Sonne liegen. Wir fahren den North Rime Drive und haben vor, alle drei Overlooks «abzuarbeiten». Beim Antelope House – wir scheinen lange Zeit die einzigen Besucher – erwartet uns Kenneth, ein Kunstschafter der Navajo. Er bietet unter anderem dünne Steinplatten mit den gemalten Symbolen an, denen wir auf Felszeichnungen oder Petroglyphen schon begegnet sind. Er erläutert uns bereitwillig deren Bedeutung und erklärt sich auf Bitte von Renate sogar bereit, während der Zeit unserer Besichtigung dies auf der Rückseite der Platte festzuhalten. Es entsteht am Ende ein Kunstwerk, bei dem man nicht weiss, welche Seite man mehr schätzen soll.

Die nassen Felswände des Canyons erstrahlen trotz des matten Lichts in einem Farbenspiegel, der vom hellen Lachsrosa bis zu tiefen Violetttönen reicht. Das komplementäre Grün des Talbodens erscheint fast kitschig dagegen, auch wenn es brüchig wirkt, im Sinne dass der rote Untergrund durch die dünne Graskrume durchdrückt. Die Zwergbäume auf dem Plateau haben ebenfalls einen tüchtigen Schluck bekommen und wetteifern in kleinen Gruppen miteinander. Die Canyonwände brechen hier nicht wie andernorts abrupt ab. Die Abflüsse des Plateaus haben hier einwärts schwingende Nischen herausmodelliert, die in mehreren kleinen Stufen dem Abgrund zufallen. In diesen Senken fliesst naturgemäss das Wasser beständig und mit Erosionsmaterialien angereichert, auch sind sie etwas



